Danziger Dampfboot.

№ 193. **1868.**

Mittwoch, den 19. August. **39ster Jahrgang.**



Das „Danziger Dampfboot" erscheint täglich Nachmittags 5 Uhr, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Abonnementspreis hier in der Expedition Portechaisengasse Nr. 5. wie auswärts bei allen Königl. Postanstalten pro Quartal 1 Thlr. — Hiesige auch pro Monat 10 Sgr.

Telegraphische Depeschen.

Homburg, Dienstag 18. August.
Der König besuchte gestern die Mineralquellen und den Kursaal und wurde auch zu dem im Kursaale stattfindenden Balle erwartet.

Kissingen, Dienstag 18. August.
Die Tochter des Kaisers von Rußland, die Großfürstin Marie, hat ihre Kur in Schwalbach beendet und wird morgen hier erwartet.

München, Dienstag 18. August.
Der König begab sich gestern Mittag nach Garatshausen, um den dort weilenden Kaiser von Oesterreich zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen, und trat alsdann eine Gebirgsreise an.

Florenz, Dienstag 18. August.
Dem Vernehmen nach hat die Senats-Kommission die Tabacks-Convention wesentlich modifizirt, so daß eine Zurückverweisung an die Deputirtenkammer möglich ist. — Graf Usedom tritt am nächsten Sonnabend seine Urlaubsreise nach Deutschland an und geht zunächst nach Wiesbaden.

Brüssel, Dienstag 18. August.
Der „Moniteur belge" berichtet über den Gesundheitszustand des Kronprinzen in günstiger Weise, namentlich sollen die Nächte besser sein.

London, Dienstag 18. August.
Das von der conservativen Partei gestern im Krystallpalast veranstaltete Demonstrations-Meeting war nur von etwa 4000 Personen besucht, welche indessen stürmische Resolutionen gegen die Aufhebung der irischen Staatskirche faßten. — Der Herzog von Portland hat für Zwecke der protestantischen Kirche die Summe von 2000 Pfd. St. geschenkt. — Die Tumultuanten, welche in Tipperary den Angriff gegen den Gutspächter Scully machten, sind noch nicht entdeckt. Die Regierung hat Belohnungen ausgesetzt: 500 Pfd. St. für Denjenigen, welcher sie entdeckt, und 300 Pfd. St. für Denjenigen, welcher es übernimmt, als Kronzeuge gegen sie zu fungiren.

Politische Rundschau.

Der Besuch, welchen unser König dem Kaiser von Rußland in Schwalbach abstattete, war für diesen eine Ueberraschung, denn erst als der Wagen des Königs vorfuhr, erfuhr man die Anwesenheit desselben. Der Besuch währte etwa 3/4 Stunden, und der Kaiser gab dem scheidenden Könige das Geleite bis an den Wagen. —

Sollte, was übrigens noch nicht feststeht, der nächstjährige preußische Etat ein Defizit aufweisen, so ist zur Deckung desselben eine neue Steuer gewiß nicht angebracht, auch schwerlich vom Finanzminister in Aussicht genommen. Die Einführung einer neuen Steuer ist eine dauernde Belastung des Landes, während das Defizit, wenn es zum Vorschein kommt, nur ein einmaliges sein wird. Es findet seine natürlichste Deckung durch Ersparnisse, die nicht leicht sein mögen, aber auf irgend eine Weise herbeigeführt werden müssen. Zu neuen Steuern ist schon im Hinblick auf die allgemeine Geschäftsstockung die Zeit nicht angethan. Wenn irgend wer, so weiß grade Hr. v. d. Heydt ganz genau, daß er die preußische Volksvertretung zu neuen dauernden Belastungen des Landes nicht geneigt findet. Es muß daran erinnert werden, daß das Vorjahr und die ersten Monate des laufenden Jahres außergewöhnliche Ansprüche an die Staatskasse gemacht haben, und die Regierung war genöthigt, sich der Ostpreußen anzunehmen und extraordinäre Zuschüsse zu leisten, die in die Millionen gingen. Indeß diese Zuschüsse sind nicht wiederkehrende und sie brauchen darum noch nicht durch eine neue Steuer ausgeglichen zu werden. Ist doch auf der andern Seite durch die Gebäudesteuer in Preußen eine stetige Zunahme der Einnahmen gegeben und hat doch ferner durch den Verkauf von fiskalischem Eigenthum die Regierung Mittel und Wege genug in der Hand, um mit einem temporär entstandenen Defizit nach voraufgegangener Verständigung mit der Volksvertretung fertig zu werden. Kommt sie wider Erwarten mit einer Steuervorlage, so kann sie, wie gesagt, darauf rechnen, daß sie Fiasko macht. Es sind nicht etwa blos die liberalen Parteien, die gegen eine Vermehrung der Lasten sich auflehnen werden: die Conservativen sträuben sich grade so sehr gegen finanzielle Zumuthung, die ihre und die Kräfte des Landes übersteigen. Neue Steuern sollte übrigens fortan nur der Reichstag zu discutiren haben, weil es gegen alle Gerechtigkeit verstößt, in einem Bundesstaate, wie Norddeutschland es ist, ein einzelnes Glied desselben stärker heran zu ziehen als die übrigen. —

Aus Wien wird gemeldet, daß auch das österreichische Kabinet sich an der Militair-Konferenz in Petersburg betheiligen werde, sobald deren Zustandekommen gesichert, und wäre es auch nur, um Anknüpfungspunkte zu einer der Erhaltung des Friedens günstigen Vereinbarung zu finden. Freilich sind Friede und Sprenggeschosse zwei Dinge, die blutwenig mit einander zu thun haben. —

Was hat der Kaiser Napoleon am Napoleonstage gethan? Hat er das diplomatische Corps empfangen, wie dies stets bisher Usus war, und hat er diesem eine politische Rede gehalten? Oder hat er sich ganz der Sommerruhe in Fontainebleau hingegeben und ganz von der Politik abstrahirt? Das sind die Fragen, welche sich unwillkürlich aufdrängen und welche der sonst so geschwätzige Telegraph bis zur Stunde nicht beantwortet hat. Das giebt zu denken, und wird natürlich die ungewöhnliche Schweigsamkeit des elektrischen Drahtes mit den sich in neuester Zeit in Paris mehrenden Kundgebungen gegen das Kaiserreich in Verbindung gebracht. Auch daß Napoleon den Vorabend des Napoleonstages in Paris verbrachte, was bisher nie der Fall war, wird als ein Stimmungssymptom angesehen, und ist man geneigt, dies sowohl wie die Revue über die Nationalgarde, welche so recht eigentlich die Bürgerschaft repräsentirt, als eine Speculation des Kaisers auf die Sympathieen der Bourgeoisie auszubeuten, eine Combination, die noch dadurch unterstützt werden soll, daß der Kaiserliche Prinz bei der Revue nicht in seiner Corporalsuniform, sondern in seinem schwarzen Sammetjäckchen, also als „Bürger" erschien. — Was Kaiser Napoleon am 15. August getrieben, das werden wahrscheinlich morgen schon directe Berichte aus Paris enthüllen; die Combinationen über seine Absichten für die Zukunft lassen sich aber freilich nicht so leicht und so schnell auf das richtige Maß zurückführen, und so sei für heute noch erwähnt, daß sich die Pariser Blätter wieder einmal im wüthendsten Kriegsgeschrei gefallen. —

Bei den mit so zäher Standhaftigkeit anhaltenden afrikanischen Temperatur-Verhältnissen können wir uns nicht wundern, daß die erregte Phantasie verschiedener Zeitungs-Correspondenten wieder in den düstersten Kriegsgerüchten schwelgt. Es ist tiefstraurig, daß, wie wir allerdings zugeben müssen und selbst schon wiederholt ausgeführt haben, die Situation der Art ist, daß alle von Fürsten und Ministern in's Werk gesetzten Friedens-Manifestationen nicht im Stande sein können, diesen fortdauernden Kriegszustand im Frieden zu beseitigen. Die Fürsten und Minister allein machen ja, wie Hr. v. Beust neulich ganz richtig sagte, nicht die Politik; die Stimmungen der Völker und die vorliegenden staatlichen Verhältnisse, welche den Keim ihrer Entwickelung in sich tragen, üben ihren zwingenden Einfluß, dem sich die leitenden Politiker fügen müssen. Wir glauben es gern, daß Napoleon den Frieden erhalten will, aber niemand wird sich der Besorgniß völlig verschließen dürfen, daß er, wenn einmal, was wir nicht hoffen wollen, die kriegerischen Einflüsse im französischen Volke überwiegen sollten, sich denselben kaum würde entziehen können. Wenn wir aber also immer auf unserer Hut sein müssen, so brauchen wir uns doch nicht bis zu der phantastischen Annahme zu versteigen, daß der Krieg so plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel uns überraschen könnte. Es muß doch immer ein casus belli vorliegen, Frankreich kann doch nicht wie eine toll gewordene Raubbestie ohne allen Grund über uns herstürzen. So sind die gegenwärtigen Zustände doch nicht, daß wir solche Befürchtungen hegen dürften. Bewahren wir nur immer ruhig Blut und sehen wir die Dinge mit ungetrübtem Blicke an; wir werden dann erkennen, wie große Chancen der Frieden und wie kleine immer der Krieg hat. Die alarmirenden Gerüchte, welche von Paris aus über einen bevorstehenden, einen nahen Krieg — zum Theile auch durch Privatbriefe — verbreitet werden, finden in unterrichteten Kreisen geringe Beachtung. Der Kaiser ist bei seinem Alter, seinem Gesundheitszustande, bei der Lage der Finanzen nicht geneigt, einen zwecklosen Krieg zu führen, denn keine deutsche Regierung ruft ihn um Hülfe, und der Lärm der süddeutschen ultramontanen Blätter hat schwerlich die Bedeutung, eine französische Intervention in Bewegung zu setzen. Vor Allem ist ein Krieg mit dem heutigen Preußen oder Norddeutschland doch kein Kirschenessen. So lange Frankreich keinen Verbündeten zum Kriege gegen Preußen hat, liegt dieser auch fern, denn eine französische Niederlage hätte sofort eine Coalition gegen Frankreich zur Folge; Frankreich, und das weiß der Kaiser hätte durch einen Sieg in Deutschland außer dem Prestige wenig Gewinn, während eine Niederlage seine Dynastie bedrohte. Eine Niederlage des preußischen Heeres hätte eine gesteigerte nationale Energie zur Folge, aber gar keine Beziehung zur dynastischen Frage; anders ist es in Frankreich. Bei dem vulcanartigen Zustande der französischen Gesellschaft kann allerdings Niemand sagen, so und so wird es kommen; aber gewisse Grundlagen für die Beurtheilung der Möglichkeit einer französischen Invasion sind doch vorhanden. Wo sind die Verbündeten Frankreichs zu einem Kriege gegen Preußen? Holland, oder Belgien? Die Regierungen beider Länder werden sich die Sache zwei Mal überlegen, ehe sie auf Allianzen zu Kriegszwecken eingehen. Von Englands Haltung in einem solchen Falle wollen wir gar nicht sprechen. Die Schweiz? Volk und Regierung denken nicht daran, die Neutralität aufzugeben. Italien würde höchstens zu einer Neutralität bestimmt werden können. Die Schwächung Preußens liegt jeder italienischen Politik fern. Ueber Oesterreichs Stellung

hat sich der Reichskanzler ausgesprochen. Die Entwicklung und der Bestand des österreichischen Verfassungssystems haben den Frieden zur nothwendigen Voraussetzung, wie die ungarischen officiösen Blätter in neuester Zeit wiederholentlich und in der bestimmtesten Form ausgesprochen haben. Daß die preußische Regierung nur auf Erhaltung des Friedens bedacht ist, darüber dürfte kaum ein Zweifel gehegt werden können. Uebrigens liegen zur Zeit auch keine politischen Fragen vor, welche zu einer Differenz unter den europäischen Regierungen Veranlassung geben könnten. — Es ist eine weise Politik, welche Graf Bismarck mit bewunderungswürdiger Geduld verfolgt, daß er, ohne der Würde und den Interessen Deutschlands etwas zu vergeben, alles zu vermeiden sucht, was eine plötzliche Explosion des vorhandenen Zündstoffes herbeiführen könnte. Durch diese kluge Politik wird es doch hoffentlich ermöglicht werden, daß der Krieg nicht blos aufgeschoben, sondern ganz und gar vermieden wird. Mit jedem Monat, den wir dem Frieden weiter abgewinnen, wird der letztere mehr und mehr befestigt, wird der Krieg immer unwahrscheinlicher. Aber je mehr alle Gewaltpolitik aufgegeben wird, um so nothwendiger ist eine Politik der moralischen Eroberungen, damit wir auf unserer nationalen Bahn nicht gänzlich zum Stillstande kommen. Wir bleiben bei unserem **ceterum censeo**, daß ein liberales inneres System uns über alles Noth thut. Dasselbe würde, wie wir immer und immer wiederholen müssen, uns nicht blos den Süden mehr und mehr zu gewinnen, es würde zugleich auch der Erhaltung des Friedens den größten Vorschub leisten. Unser Kriegsministerium hat mit beispielloser und bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Energie die Militairkräfte Norddeutschlands in einer Weise zusammengefaßt, welche es keinem auswärtigen Feinde so leicht räthlich erscheinen lassen wird, uns anzugreifen. Unsere Volksvertretung hat für diese Rüstung alle Mittel bewilligt und wird, wenn es sein muß, auch weiter vor den größten Opfern nicht zurückschrecken, denn es gilt ja die Sicherstellung des Vaterlandes. Aber diese Machtentfaltung ist immer nur einseitig; wir müssen uns durch eine tüchtige innere Politik auch eine moralische Rüstung anlegen, welche im Vereine mit jener uns so stark machen würde, daß wir erst recht vor jedem Angriffe sicher sein müßten und, wenn er doch geschehen sollte, mit um so größerer Zuversicht darauf rechnen könnten, ihn siegreich von uns abzuweisen. Die Entfesselung der militairischen und wirthschaftlichen Kräfte allein kann nicht hinreichen, in der Nation jenen Aufschwung hervorzurufen, dessen dieselbe zur Vollendung ihrer großen Aufgaben auf dem von uns Allen so heiß gewünschten friedlichen Wege bedarf. —

In Florenz ist eine anonyme Broschüre erschienen, welche nicht ohne Beredtsamkeit für die Allianz Italiens mit Preußen spricht. Kriegerische Verwickelungen sieht der Verfasser mit Sicherheit voraus, denn nichts sei historisch mehr unbegründet, als der Spruch: Wer den Frieden will, bereite den Krieg vor! Aus großen Kriegsvorbereitungen sei immer noch der Krieg entstanden, Konferenzen zur Schlichtung der schwebenden Fragen haben nur neue Schwierigkeiten geschaffen. Indessen sei es thöricht, durch einen allgemeinen Krieg eine Lösung aller Fragen zu erwarten, man solle vielmehr mit aller Macht diejenigen Fragen bei Seite schieben, welche einen partiellen Kampf in einen allgemeinen Krieg zu verwandeln geeignet sind. Die Broschüre hält den Moment für geeignet, daß Italien und Preußen Frankreich gemeinsam zu Leibe gehen, um das Princip der Nationalität in Italien und Deutschland zu voller Entwickelung zu bringen. Der Bund Italiens mit Frankreich war eine Quelle großer nationaler Demüthigungen für Italien, auf Preußen mußte es von Anfang an seine Augen richten. Jetzt sei der Augenblick da, den Irrthum gut zu machen, und zwar durch den Krieg gegen Frankreich mit deutscher Hilfe. —

In Italien wurden 600 Stadt-Accisebeamte unter militärischen Vorsichtsmaßregeln von ihrem Amte entfernt, nachdem weitgreifende Betrügereien dieses Corps nachgewiesen worden waren; man schätzt den Schaden, welcher der Gemeinde dadurch zugefügt wurde, auf 7 bis 9 Mill. Lire. Neapel, welches alljährlich von seinen reichen Einkünften eine Ersparniß machen könnte, sieht sich infolge der Veruntreuungen seiner Beamten zu Anleihen genöthigt.

Locales und Provinzielles.

Danzig, den 19. August.

— Dem Vernehmen nach ist es die Absicht der Regierung, dem nächsten Reichstage das auf der Grundlage der Decimalrechnung entworfene Münz-Gesetz vorzulegen. Es ist Aussicht vorhanden, daß der Entwurf Annahme findet, welcher die Silberwährung enthält und überhaupt möglichst geringe und leicht faßbare Aenderungen vornimmt. Nach dem aufgestellten Entwurfe wird die Einheit künftig im Werthe von 7½ Sgr. oder 6 Gr. sein. Dieselbe enthält 10 Groschen und der Groschen 10 Pfennige, die Mark also 100 Pfennige. 4 Mark sind 1 Thlr., welche Benennung beibehalten wird, 25 Thaler also 100 Mark. Die 2½-Silbergroschen- und 5-Silbergroschenstücke bilden ein Drittel und zwei Drittel Mark, daneben wird eine halbe Mark im Werthe von 3¾ Sgr. = 5 Neugroschen geprägt werden, ebenso Eingroschenstücke. Auf 7½ Sgr. kamen bisher 90 Pf., künftighin ist also der neue Groschen im Werth der bisherigen 9 Pf. = künftighin 10 Neupfennigen. Da bekanntlich der Werth der Kupfermünzen ein den Kupferwerth weit übersteigender ist, so werden wohl die jetzt umlaufenden Pfennige der Umprägung nicht bedürfen.

— Die ziemlich verbreitete Angabe, wonach die allseitig gewünschte und gehoffte Aufhebung der Zeitungsstempelsteuer nach einem Beschlusse des Finanzministeriums fortbestehen und die Resolution des Abgeordnetenhauses abgelehnt sein soll, hat in den zunächst betheiligten Kreisen um so mehr Verstimmung hervorgerufen, als man nach den vorjährigen Aeußerungen von competenter Seite zu der Annahme berechtigt war, die Regierung sei der Beseitigung dieser lästigen und nichts weniger als gerechten Steuer nicht abgeneigt. Es heißt auch jetzt noch — wie weit mit Grund, bleibe freilich dahin gestellt — es sei noch nicht das letzte Wort gesprochen und es schwebten noch Verhandlungen, welche die Annahme der Resolution des Abgeordnetenhauses und somit die Aufhebung der Steuer noch für möglich halten.

— Der Herr Contre-Admiral Jachmann, Capitain z. S. Kuhn und mehrere Stabs-Offiziere der Marine trafen heute Vormittag mit dem Courierzuge hier ein und begaben sich mit dem nach Neufahrwasser abgehenden Zuge an Bord des noch auf der Rhede ankernden Dampfaviso „Pr. Adler", um sich direct zum See-Manöver vor Cronstadt zu begeben.

— Mit dem morgenden Frühzuge wird uns die letzte See-Artillerie-Compagnie verlassen, um in Heppens an der Jahde dauernde Standquartiere zu beziehen. Dieselbe ist seiner Zeit hier gegründet worden und permanent in Garnison gewesen. Von Marinetruppen bleibt nach der Dislocirung dieser Compagnie nur noch ein kleines Detachement für den Werftdienst als kommandirt in unserer Stadt. Für die Bewohner der Altstadt ist der Verlust der Einquartirung recht fühlbar, denn der Umsatz der Löhnung begünstigte die Existenz der dortigen kleinen Gewerbetreibenden.

— Herr Major v. Quitzow, Kommandeur unseres Pionier-Bataillons, ist als Festungsbau-Director nach Königsberg und in dessen Stelle Herr Major v. Fahland vom Westphälischen Pionier-Bataillon No. 7 hierher versetzt worden.

— Dem hiesigen Magistrats-Secretair John ist Allerhöchst die Rettungs-Medaille am Bande für Lebens-Rettung des Tapezier Wenzel verliehen worden.

— Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger wird als besonderes Erkennungszeichen sowohl auf den Flaggen ihrer Rettungsböte als auf den Inventarienstücken und im Segel das rothe Kreuz auf weißem, schwarz umrandeten Felde führen.

— Die große Zahl der schon bekannten Schwimm- und Rettungs-Apparate hat durch eine von Herrn Schröter, Lehrer an der deutschen Seemannsschule auf Steinwärder, konstruirte „Rettungsweste" einen neuen Zuwachs erhalten. Dieselbe unterscheidet sich von anderen Rettungsjacken, Gürteln ꝛc. besonders durch ihre gefällige Form und Leichtigkeit. Sie hat nämlich vollkommen den Schnitt einer gewöhnlichen Weste und ist aus weißem Zeuge sauber gearbeitet, so daß sie von einer anderen weißen Weste kaum zu unterscheiden, auch nicht schwerer oder stärker als eine solche ist. Selbst wenn sie mit Luft gefüllt ist, läßt sich dies kaum wahrnehmen. Man kann diese Weste also als ein bequemes Kleidungsstück beständig, oder wenigstens für eine längere Zeit der Gefahr auf dem Leibe tragen und hat sie nicht erst im Augenblicke der Gefahr anzulegen. Da das Einblasungsventil nach innen stets offen und nach außen stets geschlossen ist, so braucht der unvorbereitet in's Wasser Stürzende nur so viel Geistesgegenwart zu haben, um das auf der linken Brustseite ruhende, pfeifenspitzenförmige Ventil in den Mund zu nehmen und durch Einblasen der ausgeathmeten Luft sich bis zur halben Brusthöhe aus dem Wasser zu erheben. Die Tragfähigkeit der Weste, wenn dieselbe ganz gefüllt ist, genügt, um zwei Personen über Wasser zu halten. Die Zuverlässigkeit und Festigkeit dieser Rettungsweste ist durch vielfache auf der Elbe und in der Ostsee angestellte Versuche erprobt.

— [Victoria-Theater.] Das „Verlangen", die Gesangsposse „Der Goldonkel" zu sehen, muß wohl nur von der Minorität der Theaterbesucher ausgesprochen sein, wie uns der gestrige schwache Besuch lehrte. Und dennoch bietet das Stück, welches mit seinen 7 Bildern das ganze Personal in Thätigkeit bringt, recht viel Abwechselung. Herr Gerstel als „Florian", dem die Hauptaufgabe oblag, das Publikum durch Humor und Maske zum Lachen zu bringen, unterzog sich derselben mit Eifer und gutem Erfolg; seine Behendigkeit und Courtoisie gegen seine Kunden könnte manchem Geschäftsmann als nachahmungswürdiges Vorbild dienen. Fräul. Sommer als „Ladenmädchen Laura" copirte die weiblichen Berliner Domestiken mit deren in großartigem Maßstabe ausgebildeten Ueberhebung, Spitzfindigkeit und Leichtfertigkeit recht ansprechend und erwarb sich besonders durch die rollenmäßige Koketterie in dem Couplet: „Warum soll ich mich geniren?" den lebhaftesten Applaus. Eine recht tüchtige Leistung war auch die des Herrn Sciba als Jude, indem er gerade dadurch am Meisten reussirte, daß er sich nicht zur Uebertreibung hinreißen ließ. — Herr Dietrich, Fräulein Oscar und Frau Sciba unterstützten das Ensemble durch lebendiges Spiel und der Chor fand die Niese-Scene selbst so ergötzlich, daß hinter den Coulissen noch ein Echo davon nachklang.

— In diesem Sommer wird die Wohlthat des Abbruchs von Vorbauten um so mehr empfunden und anerkannt, als die Ventilation in den Straßen einigermaßen die drückende Hitze zu mildern im Stande ist. Wenn es zu Anfang der Durchführung dieser Maßregel auch sehr viele Widersacher gab, so hat in Anbetracht der daraus entsprungenen Vortheile die gute Sache sich doch überall Bahn gebrochen und alle Feinde der Neuerung zu Freunden und Fürsprechern derselben gemacht. Nicht nur an guter Luft, sondern vorzugsweise an Licht haben alle Straßen und Unterwohnungen wesentlich gewonnen, und der geringe Terrainvortheil, der durch die Vorbauten aufgegeben, ist reichlich durch die beregten Vortheile wieder aufgewogen worden. Die neue Bau-Polizei-Ordnung, welche allen Grundstücks-Besitzern eine Präklusivfrist zur Beseitigung der Vorbauten stellt, wird wahrscheinlich gar nicht mehr zur Anwendung kommen dürfen, denn fast jeder Hausbesitzer beeilt sich jetzt schon, seiner eigenen Einsicht Rechnung zu tragen und durch gütliche Einigung eine Entschädigung zu erlangen, welche ihn mindestens der Baunkosten überhebt. Die alte Bauart der Grundstücke mit den Kellervorsprüngen macht zwar noch mancherlei Bedenken geltend, aber auch hierfür findet sich Rath, und bei gutem Willen werden sich immerhin Mittel und Wege finden lassen, auch diese größten Hindernisse eines leidlichen Trottoirs wegzuräumen.

— Es ist gewöhnlich nicht leicht, in größerer Gesellschaft das Gespräch auf ein Thema zu bringen, welches das Interesse jedes Einzelnen in Anspruch nimmt und die Unterhaltung zu einer allgemeinen macht. Insbesondere schwer ist dies unter Männern, welche die Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere, ihres Berufs und vor allem ihrer politischen Gesinnungsweise sehr selten zu einer Uebereinstimmung in Urtheil und Ansicht kommen läßt, sei es auch nur über die gleichgültigsten Dinge. Weit eher findet sich ein Anknüpfungspunkt zu allgemeiner Unterhaltung unter Frauen; in Gesellschaft dieser genügt ein einziges Wort, um das Gespräch in Fluß zu bringen, ein Wort, das wir erst kürzlich bei Wiedergabe einer Gerichts-Verhandlung der Besprechung werth hielten. Wie ein Zauberschlag wirkt dieses, es macht die fest zusammengekniffenen, vertrockneten Lippen der Matrone geschmeidig, es verscheucht die Blödigkeit des jungen kurz verheiratheten Gänschens vom Lande, es macht Alle beredt, es vereinigt alle Parteien zu einer geschlossenen Phalanx gegen den gemeinsamen Feind —, und dieses Zauberwort heißt: „Dienstboten." Dienstboten! Bringe auf diese das Gespräch und Du wirst sehen, geehrter Leser, wie die Augen der Töchter Eva's leuchten, wie die Nadeln des Strickzeugs mit rasender Geschwindigkeit fliegen, wie ihr Mund, gleich Schleusen, sich öffnet und Klagen Dir entgegenströmen, Lamento's ohne Ende, so daß Du fast bereuen wirst, diesem gewaltigen Strome ein Bett gegraben zu haben, denn er zischt und braust und droht Dich zu verschlingen. Du mußt schon ein tüchtiger, gewandter Schwimmer sein, wenn es Dir gelingt, auf diesem wilden Flusse der Beredtsamkeit Oberwasser zu behalten; versuche es ja nicht, gegen den Strom zu schwimmen, Du wärest unrettbar verloren, laß Dich ruhig von seinen Wellen treiben, das ist noch immer das Beste, was Du in dieser Gefahr thun kannst. Ja, in steter Uebereinstimmung klagen alle Hausfrauen über ihre Dienstboten, jede möchte viel lieber ihre Wirthschaft selber besorgen als solchen Aerger länger ertragen, aber der liebe Mann leidet's nicht, oder die angegriffene Gesundheit läßt es nicht zu, und so muß denn der bittere Kelch ausgekostet werden. Giebt es denn wirklich keine guten Dienstmädchen? „Nein!" ruft mir der allgemeine Chorus entgegen. Aber meine Damen — „Nein! Nein!" — Gut, ich schweige ja schon. Du siehst wohl, verehrter Leser, wie Recht ich hatte, es ist unmöglich, gegen diesen gewaltigen Strom anzukämpfen. Das Lied, welches alle Frauen singen, hat stets denselben Refrain: Die Köchinnen sind entweder impertinent, haben immer eine Gegen-

rede für die Anordnungen der Madame, oder sie können gar nicht kochen; die Mädchen für Alles sind meist für gar nichts zu gebrauchen; die Ammen — ach, erst die Ammen! Denkt Euch, eine solche Person wird mit dem kleinen unschuldigen Wurm hinausgeschickt in die schöne, frische Luft, (?!) überläßt das ihr anvertraute Kind aber bald sich selber, mag es schreien, so viel es will, und hängt sich an den Arm ihres Geliebten, eines Soldaten. Welche Verworfenheit! Wie verletzend für das Schamgefühl des noch unverdorbenen Kindes! — Aber, meine Damen, Sie vergessen ganz und gar, wie schwer es Ihnen meist fällt, eine gute Amme zu finden, und daß Sie sich selber im Lichte stehen, wenn — „Nein! Nein!“ Schön, ich schweige, allein ich dächte, es müßte doch jedem Menschen vergönnt bleiben, sich jeder Berufsthätigkeit widmen zu dürfen. Nicht? Auch gut, ich widerspreche nicht weiter. Es kann uns auch nicht zu Sinne kommen, für die übel beleumundeten Dienstboten im Allgemeinen eine Lanze brechen zu wollen, wir möchten nur den Hausfrauen rathen, wenn sie schon Grund zu immerwährenden Klagen haben, doch bei der Aufnahme eines Mädchens in ihren Dienst etwas vorsichtiger zu Werke zu gehen, als es gewöhnlich geschieht. Anstatt die vorgelegten Dienstzeugnisse zu prüfen, oder vielmehr, weil diese meist immer erträglich lauten, sich bei der letzten Herrschaft des Mädchens persönlich zu erkundigen, wird ein solches im Vertrauen auf ihr ansprechendes Aeußere (und die Frauen besitzen, wie sie sagen, große Menschenkenntniß) in den Dienst genommen. Und hört man über neu zugezogene Dienstmädchen in den ersten Tagen nicht immer dasselbe? O, diese ist ein Engel, so willig, so fleißig! mit dieser bin ich Gottlob sehr zufrieden. Dieser Lobgesang verstummt leider nur zu bald, es dauert zuweilen nicht länger als 14 Tage, dann ist die Frau vom Hause schon wieder mit einer Andern sehr zufrieden.

— Gestern Nachmittag ertrank der Gasanstaltsarbeiter Schwan beim Baden im Stadtgraben unfern der Pockenhäuser Schleuse.

Elbing. Es herrscht hier gegenwärtig schon seit vielen Wochen eine Geschäftsstille, die besonders durch ihre lange Dauer drückend wird. Denn wenn auch in sonstigen Jahren die saison morte, die sog. Sauregurkenzeit, sich in den meisten Geschäften fühlbar machte, so beschränkte sie sich doch meist auf höchstens 6 bis 8 Wochen und wurde auch dann in Betreff der auf den Verbrauch arbeitenden offenen Verkaufsgeschäfte durch Umschläge in der Witterung unterbrochen. Wer aber mag heuer bei einer Hitze von 26 bis 30 Graden an Winterbedürfnisse, und wer mag hinwiederum bei so vorgerückter Jahreszeit noch an eine längere Dauer dieser Hitze und an darauf bezügliche Anschaffungen denken. Das „Far niente“ — Nichtsthun — ist uns freilich ein in zwiefacher Beziehung aufgezwungenes; aber als „dolce“, als ein süßes, werden es wohl nur Wenige anerkennen.

Gerichtszeitung.

Prag. Der Bahnhofsbeamte Piffel heirathete im vorigen Jahre eines der hübschesten Kinder in Carolinenthal. Wenige Monate nach der Hochzeit entwickelte sich an dem linken Knie seiner jungen Ehegenossin eine Blatter, die sich allmälig unter heftigen Leiden vergrößerte und zu einer gräulich aussehenden Geschwulst heranwuchs. Bereits acht Monate lag das jugendliche Geschöpf an's Bett gefesselt, mit jedem Tage neue Pein erduldend, der eine Arzt behandelte sie mit kalten, der andere mit warmen Umschlägen, der eine mit Leinsamen, der andere mit Mercurial- und Jod-Einreibungen, zuletzt blieben alle Aerzte aus. Der verzweifelnde Gatte fuhr nach Brünn und brachte Mittel von einem daselbst bekannten Arzte, die auch nichts fruchteten, und schließlich setzte er sich in Correspondenz mit Wiener Aerzten, aber ebenfalls ohne Erfolg. Die Frau magerte ab und schwand zusehends hin. Da ließ er sich auf Anrathen eines Offiziers den durch seine Kuren in der Umgegend berühmten Carolinenthaler Hausbesitzer Franz Holy kommen, der zwar nur berechtigt war, Thiere zu heilen, es aber auch oft genug, und zwar nicht ohne Glück, mit den Menschen versuchte. — Holy kam, legte Salben auf die Geschwulst und nach wenigen Tagen ward die ekelhafte braune Farbe gebleicht und die Schmerzen waren nicht mehr heftig. Nun erklärte Holy zur raschen Heilung eine Operation für nothwendig und schnitt die Geschwulst an beiden Seiten auf. Da darauf nur einige schwarze Blutstropfen flossen, schritt Holy, zur Beförderung des Abflusses der Materie, an die Abtragung eines Segmentes der Geschwulst, und fünf Minuten nach der vorgenommenen Operation war die Kranke eine Leiche. — Die Obduction wurde vorgenommen und die obducirenden Aerzte gaben folgendes Gutachten ab: 1) Agnes Piffel starb nach hochgradiger Blutleere; 2) die absichtliche Verletzung der Geschwulst durch eine sogenannte Operation mußte rasch eine vollständige Blutleere herbeiführen; 3) die vorgenommene Abtragung eines Segmentes der Geschwulst ist eine Operations-Mißhandlung, welche aller ärztlichen Wissenschaft und Erfahrung Hohn spricht, da nie ein Arzt es wagen wird, an eine solche Geschwulst bei einem solchen Individuum und besonders in solcher Weise ein Messer anzusetzen. Die Verletzung mußte daher unter allen Umständen den Tod herbeiführen. — Dieses Gutachten lieferte die Handlung des alten Thierarztes in die Hände der Gerichtsärzte, und diese urtheilten: die Abtragung des Segments war nicht nur nicht nothwendig, sondern auch durchaus nicht angezeigt und wegen der unvermeidlichen Blutung im höchsten Grade schädlich; die Vornahme der Operation beweise die gänzliche Ignoranz des Operirenden; dessen Angabe, daß die Vornahme der Operation wegen sonstigen Eintritts des Brandes nothwendig war, sei ein Unsinn, und diese Operation, und zwar die dadurch bedingte Blutung die nächste und einzige Ursache des eingetretenen Todes gewesen. — Daß Holy, wiewohl er im Rufe eines Kurpfuschers stand, die Behandlung von Kranken gewerbsmäßig ausübte, war nicht festzustellen, es wurde daher gegen ihn nur die Klage wegen des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens erhoben und heute die Schlußverhandlung durchgeführt. Der Angeklagte, ein 71jähriger Greis, sagt zu seiner Rechtfertigung: Aus rein menschlicher Liebe hob' ich sie retten wullen, weil ober ise schunt Brand bei Herzen gewest, hob' ich nicht mehr helfen gekonnt. Is e halt gestorben Weib junges an Brandherzschlag. — Präs.: Man kennt keinen Brandherzschlag. Die Frau starb an Blutleere. Sie waren zur Kur überhaupt nicht berechtigt, und zu so einer gefährlichen Operation schon gar nicht. Angekl.: Warum wär' ich nicht zur Kur berechtigt, bin ich jo gewesen k. k. Kurschmied. Hob ich doch müssen brandiges Fleisch abschneiden, damit schwarzes verdorbenes Blut obloft, weil aber der Brand schunt wor in die Höh, so hat's nix g'holfen. — Präs.: Alle vernommenen Aerzte erklären Sie für einen Ignoranten Angekl. (resignirt): Viel Hund' sein des Hasen Tod. Präs.: Nachdem Sie Ihre sogenannte Operation beendet hatten, eilten Sie fort, ohne die furchtbare Wirkung abzuwarten. Angekl.: Weil schunt zu Haus auf meine Menschenlieb' andere kranke Leut gewortet hoben. Der Staatsanwalt beantragte, daß der Greis seine Menschenliebe acht Monate hindurch im Arrest verbüße. Der Gerichtshof erkannte auf drei Monate Arrest.

Gesunken.

Ein düsteres Lebensbild.

Der Baron v. H. kam von einem lustigen Diner nach Hause, aber die heitere Miene schwand aus seinem Gesicht, als er, aus dem Wagen steigend, auch heute wieder einen alten zerlumpten Bettler dicht an der Rampe stehen sah, welche die Auffahrt zu seinem schloßähnlichen Hause in der Residenz bildete. Der Bettler bettelte nicht, aber er warf so eigenthümliche, fast verletzende Blicke auf den reichen Aristokraten, daß dieser, dessen Geistesgegenwart in den Kreisen der Crême der Gesellschaft bekannt war, verlegen wurde und, worüber er sich am meisten ärgerte, diese Verlegenheit nicht bemeistern, nicht verbergen konnte.

„Gieb doch dem frechen Menschen ein reichliches Stück Geld unter der Bedingung, daß er sich für seine Neugier einen anderen Gegenstand, als meine Person, für sein Nichtsthun einen anderen Platz, als die Straße vor meinem Palais, aussuche,“ rief er dem vom Bock steigenden Diener zu, laut genug, daß es der Bettler hören konnte.

Ein eigenthümliches Zucken ging über das Gesicht des schon ältlichen Mannes, und dabei schüttelte sich wie in einem Fieberanfall sein Körper. Der Baron sah es; er war ein sehr gutmüthiger Herr, und es that ihm leid, daß er den jedenfalls kranken, alten Bettler so angefahren hatte.

„Er nimmt kein Geld“, antwortete Johann, der Bediente, „um den Herrn Baron vor dem Anblick des zerlumpten Strolches zu bewahren, habe ich demselben gestern schon einen Thaler geboten. Er wies das Geld zurück und sagte, er ließe sich seine Wappenstudien nicht bezahlen. Er käme eben nur wegen des Wappens auf dem Wagenschlage und ärgere sich auch täglich, daß das Wappen falsch sei, das blaue Feld links oben müsse roth sein.“

Der Baron war eben im Begriff, durch das Portal in die Hausflur zu treten. Die letzten Worte seines Dieners hemmten seinen Schritt. Er sah scharf auf den alten Bettler, der einen Fehler bemerkt haben wollte, den außer ihm, dem Baron, und dem Maler, der das Versehen gemacht hatte, kein Sterblicher kannte.

„Der Hofmarschall gäbe einen Friedrichsd'or darum, wenn er das wüßte“, murmelte der Baron vor sich hin, und mit einer Wendung trat er auf den Bettler zu.

„Sagt an, wer seid Ihr denn eigentlich?“ fragte der Baron.

„Ein Gestorbener“, antwortete der zerlumpte Mann mit unangenehmer, fistulöser Stimme, der man die Einwirkung des Branntweins anhörte. Sein Auge aber tauschte einen eigenthümlichen Blick mit dem Baron aus.

„Kommt mit nach meinem Zimmer, ich habe mit Euch zu sprechen!“ sagte der Baron.

„Ich danke“, entgegnete der Bettler, „ich brauche nichts von Euch, mein Fuß betritt dieses Palais nicht mehr.“

Die letzten Worte hatten, trotz der häßlichen Klangfarbe, etwas Stolzes, und stolz war auch der Gang, mit welchem der Bettler jetzt seinen Standort verließ. Der ganze Mann schien ein anderer geworden zu sein; der Baron stand förmlich betreten da; am meisten ärgerte er sich wieder darüber, daß sein Diener und der Portier Zeuge der Scene gewesen waren.

„Künftig wird der Unverschämte energisch zurückgewiesen“, rief der Baron dem Portier zu.

Der fortgehende Bettler wendete sich bei diesen Worten um. Wirklich, es lag jetzt Hoheit in seinem Gesicht.

„Der Gestorbene wird Sie nicht mehr belästigen, Herr Baron“, sagte er fast traurig und entfernte sich schnell.

Sinnend ging der Baron in sein Kabinet. Vom Fenster aus sah er dem Bettler nach, der an der nächsten Straßenecke noch einmal stehen blieb und sich nach dem Palais umwandte.

„Läge nicht seit zehn Jahren ein gewisser Todtenschein hier in meinem Pulte, ich würde auf eigenthümliche Gedanken kommen“, sagte der Baron zu sich. Die zerlumpte Bettlergestalt aber kam dem Aristokraten den ganzen Abend nicht aus dem Sinn und war schuld, daß er sehr unaufmerksam sein L'hombre im adeligen Kasino spielte.

Am anderen Tage war der Bettler nicht vor dem Palais. Gegen Mittag kam der Polizei-Direktor vorgefahren und ließ sich bei dem Baron melden.

„Ich glaubte Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, wenn ich selbst käme,“ schloß der Beamte, ebenfalls einer der ältesten Adelsfamilien angehörend, einen kurzen Bericht. „Der Brief mit Ihrer Adresse wurde bei einem Gehängten gefunden; er mußte amtlich eröffnet werden, ist aber nur von mir gelesen worden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich schweigen werde über die unangenehme Entdeckung. Warum nutzloser Weise alte Geschichten wieder hervorsuchen. Unsere Chronique scandaleuse ist gefüllt genug.“

Drei Tage später wurde vom Obductionshause des städtischen Hospitals die Leiche des alten Bettlers begraben. Man wunderte sich einigermaßen darüber, daß die Equipage des Barons v. H. dem Armen-Leichenwagen folgte. Es war ein schöner Zug des Aristokraten, daß er wenigstens seinen Wagen geschickt hatte für das Leichenbegängniß seines Bruders, der einst seinen Namen und nun sich selbst verloren hatte. Ja wohl, seines Bruders! Lesen auch wir den Brief, den der Polizei-Direktor überbrachte: — —

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

— Graf Bismarck fühlt sich im Kreise seiner Untergebenen auf Varzien wohl, ja muß sich wohl fühlen, denn er ist — das müßte selbst sein Todfeind zugestehen — gegen Jedermann, namentlich gegen seine Pächter, freundlich und nett, und erfreut sich viel größerer Popularität als der frühere Besitzer, Graf Blumenthal. — Varzien besteht aus einem, 25,000 Morgen umfassenden Complexe von 7 Gütern, welche an verschiedene Pächter verpachtet sind. Der Graf selbst hat für sich nur Schloß und Park von Varzien, Forst und Jagd und die Fischerei in den Seen behalten, hat also mit der Bewirthschaftung seiner Güter so gut wie gar nichts zu thun. Kürzlich kam er zu einem seiner Pächter, dessen trauriges Wesen ihm schon lange aufgefallen war, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers und ob etwa die Pacht zu hoch sei. „Das nicht, erwiderte der Gefragte, aber man kommt halt nicht recht vorwärts, wenn man kein Kapital besitzt, um die Wirthschaft und dadurch auch den Werth des Pachtstückes zu heben.“ Und wie viel — fragte der Graf — würden Sie brauchen, um sich zu verbessern? „Doch mindestens 6000 Thlr., und die sind hier bei den heutigen Geldverhältnissen selbst gegen hohen Zins nicht zu erschwingen.“ — Sie sind es doch, erwiderte der Graf, und zwar zu billigem Zinssatze! Gehen Sie heute zu meinem Secretär und lassen Sie sich die Summe zahlen. — Solche Züge von Humanität sprechen sich natürlich bald herum und tragen dazu bei, den Grafen populär zu machen.

— Sebastian Frank schrieb in seinem Buche „Germania“ von des ganzen Teutschlands, aller teutschen Völker Herkommen 2c. im Jahre 1539 Folgendes: „Wer aber ferner die Deutschen achtet, der findet einen sondern Fürwitz und Mangel an ihnen, daß sie aller Dinge eher Acht haben, suchen, nachfragen und verwundern, denn ihres eignen Dings; durchwandern alle Welt bis zu den äußersten Inseln, erspähen fürwitzig alle Dinge, und sich selbst wissen sie nicht; und geht je nach der Welt Brauch mit den Deutschen zu, daß sie immerzu wähnen, des Anderen Kuh habe eine größere Euter, und besser Getreid stehe auf des Nachbarn Acker. Aus diesem ist geflossen, daß die Deutschen eher von Indianern wissen zu sagen, denn von Deutschen. Kunst, Sprache, Weisheit in Reden und Thaten, die lassen sie gern demüthig Andern, ja geben es ihnen selbst, und rühmen und bewundern, aus einer sonderlichen

fast thörichten Demuth, anderer Rath, That, Lehre, Red, und gefällt einem Deutschen in Summa nichts, was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Gebehrden; sogar daß etliche mit Kunst aus gelbem oder weißem Haar, darum, das es deutsch ist, schwarzes, französisches, welsches oder spanisches machen lassen; mit seltsamen beschorenen Köpfen, verkehrter Sprache, welche sie, so sie es gleich reden, ungern und verkehrt, als könnten sie es nimmer reden; und in Summa, wie die Affen, aller Länder verderbte Sitten und Kleider sich anmaßen und in Deutschland bringen besonders aus Frankreich, also daß Germania jetzt voll deutscher Franzosen ist. Ein Franzos wünscht sich nichts, daß er ging, redete u. s. w. wie ein Deutscher; ein Ungar nähme einen deutschen Rock nicht geschenkt; ein Deutscher aber thut dies in Wollust, und mag weder seine eigene Sprache, Sitten und Kleidung." Schade, daß der Mann dreihundert Jahre todt ist, sonst könnte er heute eine neue unveränderte Auflage seines Buches erscheinen lassen.

— Ein begüterter Mitbürger in Berlin hat, wie verlautet, kürzlich ein Testament errichtet, Inhalts dessen er sein ganzes Vermögen von 80,000 Thlrn. zur Erbauung eines Findelhauses daselbst bestimmt, dessen Aufsicht und Verwaltung ausschließlich der Stadtverordnetenversammlung competiren soll.

— Die letzten Wochen mit ihrer bedeutenden Hitze waren für die kleinen Geschäftsleute, namentlich für solche, die mit Fleisch und anderen leicht verderbenden Victualien handeln, eine schlimme Zeit. Viele Lebensmittel wurden von der Sanitätspolizei confiscirt und die Verkäufer bestraft. Ein Käsehändler in Berlin jedoch, welchem 400 Pfund Käse weggenommen und der selber vor Gericht citirt worden war, zog sich in schlauer Weise aus der Schlinge. Er nahm sich einen Advocaten, welcher dem Ankläger vor Gericht die Beweisführung zuschob, daß der Käse schlecht sei. Als letzterer in Folge dessen ein Stück Käse producirte, welches sich eben nicht durch das feinste Parfüm auszeichnete, riß der schlaue Advocat es ihm aus der Hand, verschluckte es und sagte, er habe in seinem Leben keinen besseren Käse gegessen. Der Angeklagte wurde auch wirklich zur Erheiterung aller Anwesenden freigesprochen.

— In Anbetracht der häufigen Klagen über schlechtes Bier beschloß der Münchener Magistrat, daß die Bierbeschau-Commissionen, deren täglich fünf in Thätigkeit sind, noch um eine vermehrt werden, welche in den späten Abendstunden, insbesondere an Sonn- und Feiertagen, in den verschiedenen Schenken das Bier zu untersuchen habe.

— Bei den diesjährigen Volksschulprüfungen im Schulkreis Heidelberg-Mannheim kam es vor, daß ein Lehrer einen kleinen Knaben fragte: wie viel ist 4 und 1? — Antwort: „Neune." — Nein, gieb Acht; wenn deine Mutter dir vier Stücke Brod gegeben hat und sie giebt dir noch eins, wie viel hast du dann? — Der Knabe, freudestrahlend und mit Lachen: „Dann habe ich genug!"

— In Neapel hat ein seltsamer Vorfall stattgefunden, der zeigt, wie vorsichtig man mit gezähmten Raubthieren sein muß. Ein zahmer Fuchs, den ein Herr frei in seiner Wohnung umherlaufen ließ, fiel ein in der Wiege liegendes Kind, während seine Wärterin sich auf einen Augenblick entfernt hatte, an, hieb mit seinen Gebissen in den Schädel des Kleinen ein und sog ihm das Gehirn aus. Gerade den Augenblick trat die Wärterin herein; auf ihr Geschrei kamen Leute herbei und der Fuchs wurde mit einem Revolver getödtet.

— Die verwittwete Madame F . . ., welche in Paris ein Kinderspielzeug-Geschäft besitzt, bemerkte seit geraumer Zeit zahlreiche Deficits in ihrer Einnahmekasse. Sie konnte sich diese Mancos um so weniger erklären, als des Abends ihre Kasse sich stets richtig befand, sie dieselbe dann sorgsam mit in ihr Wohnzimmer nahm und in ihrem Secretär einschloß. Der etwaige Diebstahl konnte also nur in der Nacht geschehen. Dagegen aber sprach wieder der ganz untadelhafte Zustand des Möbels, das keine Spur von Einbruch zeigte. Die Wittwe hat Niemand um sich als ihren elfjährigen Sohn und ein Dienstmädchen, das in einem anderen Theil des Hauses schläft. — So war die sorgsamste Aufmerksamkeit bisher ganz ohne Erfolg gewesen, als der Knabe bemerkte, daß seine Mutter häufig des Nachts das Zimmer verließ und nach einer halben Stunde zurückkehrte und sich wieder niederlegte. Das Alles geschah, ohne Licht mitzunehmen. Das Kind wurde neugierig, wohin die Mutter wohl gehen möge, und gab sich mehrere Nächte hindurch Mühe aufzubleiben. — In der vorletzten Nacht endlich bemerkte er, daß seine Mutter aufstehe, er stand auch leise auf und zündete einen Wachsstock an, um zu sehen, was sie vornehme. — Der Schein des Lichtes schien gar keinen Eindruck auf die Dame zu machen, welche die Augen geschlossen hielt. Sie ging in's Wohnzimmer, öffnete vorsichtig den Secretär, nahm aus einem Schubkasten zwei Goldstücke, schloß zu und legte den Schlüssel wieder auf ihren Nachttisch. Dann ging sie hinab nach dem Keller, der Knabe folgte ihr und sah mit Erstaunen, wie sie aus einem Verstecke einen Sack hervorholte, der mit Goldmünzen gefüllt war, und die zwei Stücke dazu that. — Am Morgen erzählte er seiner Mutter, was geschehen war. Sie wollte es nicht glauben, aber ihr Sohn führte sie nach dem Keller hinab, zeigte ihr den Versteck und sie fand das ganze Geld, welches sie für ihr gestohlen gehalten hatte. — Nun sah sie wohl ein, daß sie Nachtwandlerin sei und entschloß sich, einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

— Bei dem General-Postamte in London gingen während des verflossenen Jahres 3,618,888 unbestellbare Briefe ein. Von der Gesammtsumme der unbestellbaren Briefe waren 58,538 mit Geld oder Geldeswerth beschwert, von diesen wurden 52,281 an die Absender zurückgeschickt. Nicht weniger als 9169 Briefe waren in England und Wales ohne jede Adresse zur Post gegeben worden, von denen 236 Geld, Banknoten, Wechsel u. s. w. im Gesammtbetrage von 2140 Pfd. Sterl. enthielten.

Meteorologische Beobachtungen.

August.	Stunde	Barometer-Höhe in Par. Linien.	Thermometer im Freien n. Reaumur	Wind und Wetter.
18	4	336,82	+ 25,4	SO. mäßig, hell u. diesig.
19	8	337,55	18,2	SSO. flau, diesig.
	12	337,25	22,1	Ost mäßig, hell u. diesig.

Markt-Bericht.

Danzig, den 19. August 1868.

Für Weizen zeigte sich an unserm heutigen Markte sehr beschränkte Kauflust und nur zu neuerdings ermäßigteren Preisen waren 80 Last Weizen abzusetzen. Bezahlt ist: feiner 137/38℔. fl. 625; hochbunter 135.134℔. fl. 620.615.610; hübscher, hellbunter 136.135/36.134.133/34℔. fl. 612.610.607½; bunter 133.132℔. fl. 604.600; 131.130℔. fl. 580.570; alter bunter 125/26℔. fl. 560 pr. 5100 ℔.

Roggen erreichte mühsam gestrige Preise; 131 bis 132.130/31℔. fl. 406½.402; 130.127/28.127℔. fl. 397.396.393 pr. 4910 ℔. Umsatz 15 Last.

Gerste, große 115℔. fl. 351; kleine 117.111℔. fl. 330.342 pr. 4320 ℔.

Hafer fl. 207 pr. 3000 ℔.

Erbsen fl. 415 pr. 5400 ℔.

Oelsaaten bei geringer Kauflust matt; Rübsen fl. 525.522 pr. 4320 ℔. bezahlt.

Angekommene Fremde.

Englisches Haus.

See-Artillerie-Hauptmann Dietrich n. Familie a. Danzig. Rittergutsbes. Pr.-Lieut. Steffens a. Kleschkau. Gutsbes. v. Salisch n. Gattin a. Postel b. Militsch. Die Kaufl. Schnauffer a. Pforzheim, Münchmeyer a. Berlin u. Keßler a. Hamburg.

Walter's Hotel.

Appell.-Ger.-Rath Schaller a. Bromberg. Lieut. u. Gutsbes. Foß a. Neu-Kußfeld. Die Assec.-Inspektoren Teschner a. Leipzig u. Hase a. Königsberg. Glasfabrikant Gebel a. Offecken. Bauführer Zierenberg aus Altenburg. Kaufm. Galewski a. Kutno.

Hotel de Berlin.

Kreisrichter Schulz n. Familie a. Rosenberg. Die Kaufl. Cönges a. Harbach, Dieterich a. Thorn, Katz u. Gehrke a. Berlin u. Pitt a. Hamburg. Assecur.-Insp. Gosky a. Königsberg.

Hotel du Nord.

Prem.-Lieut. im pomm. Hus.-Regt. Nr. 5 v. Puttkamer a. Stolp. Lieut. im 2. Garde-Dragoner-Regt. Frhr. v. Dieskau u. Lieut. im 2. Garde-Ulanen-Regt. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch a. Berlin. Bischof Krementz a. Frauenburg. Pastor Nörterhäuser a. Koblenz Domvicar Pohl a. Frauenburg. Oberförster Otto a. Steegen.

Schmelzer's Hotel zu den drei Mohren.

Die Rittergutsbes. Russ. Oberst a. D. Graf von Czonkorski n. Familie a. Warschau u. Kislewi n. Fam. a. Jeaknowitz. Geheimrath Lambertus n. Gattin a. Frankfurt a. M. Assecur.-Insp. Diijes a. Cöln a. R. Die Rentiers Lesse a. Königsberg u. Meyer a. Liebstadt. Die Kaufl. Petschke u. Tugendreich a. Berlin, Loth a. Königsberg u. Weisbein a. Dt. Eylau. Frl. Tugendreich a. Putzig.

Hotel d'Oliva.

Rittergutsbes. Hesselmann n. Familie a. Wychern. Hofbes. Petersen a. Klanau. Gutsbes. v. Malischewski n. Gattin a. Polen. Frau Majorin v. Kleist nebst Familie a. Bartenstein. Frau Hauptm. v. Hahnstein a. Pillau. Rentier v. Kleist a. Rheinfeld. Geometer Hampke a. Potsdam. Die Kaufl. Zembler a. Leipzig, Friedrich a. Dülken, Gebauer a. Münsterberg und Jakobsohn a. Königsberg.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Edwin Groening in Danzig.